

erfreulicher Anblick. Und wer einen Papst nötig hat, dem wird doch immer zu raten sein, sich an den echten Papst zu Rom zu halten.“

Der innere Dualismus, allein oder über ein Ganzes (die Kirche) zu sich, d. h. zu seiner Vollendung zu kommen, ist nicht nur im deutschen Wesen, sondern in jedem Menschen angelegt. Der Mensch ist eine geistige, selbstverantwortliche Persönlichkeit und doch durch sein Wesen und seine Ergänzungsbedürftigkeit zugleich auf die Gemeinschaft und die Autorität hinbestimmt. Das gilt für die natürliche Ordnung und in einem noch tieferen Sinne für die übernatürliche Heilsordnung der Kirche. Die Spannung, die zwischen dem einzelnen und der Gemeinschaft, zwischen Gewissen und Autorität besteht und auch zu schweren Konflikten führen kann, darf nicht die Tatsache übersehen lassen, daß Gewissen und Autorität beide von Gott stammen und in der einen unversehrten Wahrheit ihren harmonischen Einklang finden sollen. Die Werte, die der Katholizismus verkündet und hochhält, und die Werte, die der Protestantismus betont, können und müssen, soweit sie wahre Werte sind, in einer Synthese nicht nur der Betrachtung, sondern auch der Wirklichkeit versöhnt und verschmolzen werden.

Die Erkenntnis und Zusammenfassung der beiderseitigen Werte ist das ferne, erhabene Ziel, das die göttliche Vorsehung vor unsern Augen und unserer Sehnsucht aufleuchten läßt. Aber die unmittelbare Aufgabe besteht darin, den Weg zu diesem Ziele geduldig und beharrlich zu suchen. Daher können wir Fechter durchaus zustimmen, wenn er es an der Zeit findet, „daß beide, Protestantismus und Katholizismus, beginnen, die Gefahren der gegenseitigen Fremdheit zu sehen und im Interesse des Gemeinsamen ihrer Grundlagen die geistigen Bereiche und Probleme auf der andern Seite ebenfalls abzutasten und aufzunehmen — vor allem aber, das Wissen um die beiderseitigen Welten der Gegenwart wie der Vergangenheit etwas zu stärken.“

Germanisches und klerikales Christentum im Vorsommer des Mittelalters

Von Hubert Becher S. J.

Gustav Ehrismann beginnt den zweiten Teil seiner „Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters“ mit den Worten: „Die um die Mitte des 11. Jahrhunderts in Deutschland wieder einsetzende Dichtung steht unter völlig veränderten Bedingungen. Eine neue Frömmigkeit war aufgekommen, in welcher der Zwiespalt zwischen Gott und Welt der absolut herrschende Gedanke war.“ Er meint damit die „fanatischen Sendboten der Weltabtötung“ von Cluny, die das friedliche Leben der „alten behaglicheren Klosterbrüder“ störten, auch die Weltgeistlichen reformierten und auf die Laienwelt einwirkten, bis „die Glut der Frömmigkeit sich in der einmal von Sündenpein gequälten

Menschheit zu leidenschaftlichem Erlösungsbedürfnis steigerte und man den Weg zur Erringung der Gnade in der äußersten Selbstverneinung fand.“ Noch über Cluny hinaus, glaubt er, ging dieser Drang in den Orden der Kartäuser, Zisterzienser und Prämonstratenser.

Damit ist ein Grundgedanke ausgesprochen, nach dem das deutsche und christliche Geschehen des frühen und hohen Mittelalters bewertet wird. Die Tatsache, daß die germanischen Stämme Christen wurden, wird im Ernst kaum noch als ein nationales Unglück bezeichnet. Soweit haben die Forschungen und Auseinandersetzungen der letzten Jahre schon zu einer Übereinstimmung geführt. Zum mindesten hat man sich wie Mulot¹ mit dem „Schicksal“ abgefunden, das eine rassenmäßige Religion untergehen ließ und eine neue einführte. Die ersten christlichen Geistesbeweise, die Dichtungen der Karolingerzeit, erleichterten dieses Zugeständnis. Aus dem Wessobrunner Gebet oder dem Heliand strahlte die Nachfahren ein „heldisches Christentum“ an, das ebenfalls die germanische Sonderart erkennen ließ. Daß das Christentum sich in der Wirklichkeit in eine Reihe völkischer, konkret unterscheidbarer Arten aufspaltete, gilt Mulot als die höchste Rechtfertigung der übervölkischen neuen Lehre. Neben diesem heroischen Christentum des Germanen scheint ihm die artgemäße Religion der Mittelmeerwelt durch Kulturverzweiflung, Weltabkehr, spekulativen Willen und juristische Durchformung bestimmt, deren Lebensrecht auf eigenem Raum er nicht abstreitet.

Es soll nun den eigentlich verhängnisvollen Einschnitt in der Geschichte der innern Christianisierung Deutschlands bedeuten, daß die Entwicklung der germanisch-heldischen Christenart unterbrochen wird durch die monastisch-asketische, logisierende und juristisch gottesstaatliche, d. h. romanische Form der christlichen Religion. Sie ließ den Germanengeist nur geheim weiterleben, bis er sich in Eckhart und Luther von der Überflutung durch eine Christianisierungswelle befreite, deren Kennzeichen die „jämmerliche Billigkeit äußerlicher Moralvorschriften“ war. So etwa sieht Mulot mit andern die Dinge, und er durchforscht unter dem Einfluß dieser Ansicht die frühen Urkunden deutschen Geistes. Er findet in ihnen zwar die echte völkische Heldenart, zugleich aber auch Bruchstellen, Widersprüche, Unausgeglichenheiten; Zeugnisse dafür, daß sie Artfremdes in ihre noch nicht zu Leben gewordene Lehre einschmuggeln usw. Von dem Dichter der altsächsischen Genesis sagt er, daß er sich die nötige Unabhängigkeit von der inhaltlichen und dogmatischen Bestimmtheit des Alten Testamentes gewahrt habe, das er „mit gesundem Instinkt mehr als Märensammlung denn als unantastbare Glaubensurkunde betrachtete“. Das Neue der romanischen Christenform kam, wie Mulot bei Otfrid feststellt, „nach einem fremden Willen durch den Eifer von einzelnen Männern, die durch den Abschluß von der Außenwelt (Kloster!) einer widervölkischen Beeinflussung viel leichter zugänglich waren als die übrigen Volksgenossen, und die mit den völkischen Idealen fast gebrochen hatten“

¹ Arno Mulot, Frühdeutsches Christentum. Stuttgart 1935, J. B. Metzler.

(105). Im ganzen entsteht das Bild einer innerlich zersplitterten, auch unehrlichen oder hilflosen Zeit, noch ehe der Einfluß von Cluny kam!

Der Zeitablauf vom Aufkeimen christlich deutschen Geistes bis zur Hochblüte, die Zeit vom Frühling bis zum Sommer des Mittelalters, gliedert sich naturgemäß in drei Abschnitte. Von den ersten Anfängen christlicher Dichtung steigt die Leistung bis zu den Großen „Heliand“ und „Krist“. Germanisches Heldentum und christlicher Geist sind eingeworden. Bei Otfrid beobachten wir schon ein starkes Bemühen um Verinnerlichung, das deutsche Gemüt ergreift Besitz vom christlichen Gedankengut. Die Zeit der Glaubensannahme ist vorüber. Politische Ereignisse, die Auflösung des Karolingerreiches, wirken wie ein Rückschlag. Die deutsche Dichtung muß fast einen neuen Anfang machen. Schon breitet sie sich wieder machtvoll aus, als mit dem Einströmen der Reformgedanken Clunys, mit den Kartäusern des hl. Bruno, den Zisterziensern des hl. Bernhard, den Prämonstratensern des hl. Norbert von Magdeburg, mit dem Beginn der Kreuzzüge, der Ostkolonisation eine neue Zeit anhebt, die nun ohne Rückschlag zur deutschen Höhe führt.

Es ist schon genug von der Dichtung der Karolingerzeit geschrieben worden, und es erübrigt sich, für sie den Satz von der innern Unechtheit des ersten deutschen Christentums zu widerlegen. Mittelbar fällt der Vorwurf ja auch zusammen, wenn wir das geistige Werden und Wachsen des zweiten und dritten Zeitabschnittes des Frühmittelalters in den Quellen verfolgen, bis zur Zeit des Minnesangs, der Ritterspege und der Mystik.

I.

Die Zeit der Ottonen ist äußerlich gekennzeichnet durch das Vorherrschen der lateinischen Sprache im Schrifttum, weit über das Maß des vorhergehenden Jahrhunderts hinaus. Der innere Grund ist vielleicht darin zu suchen, daß die kriegerischen Ereignisse von der Pflege des Geistes ablenkten und die Bildung noch mehr als früher in die Klöster verlegten. Hier herrschte ein großer Eifer, für den am charakteristischsten der Bildungshunger der sächsischen Frauen aus dem Königshaus und seiner Umgebung ist. Einzig in seiner Art steht hier das Werk der Dichterin Hrotswitha von Gandersheim, überragt an dichterischer Höhe nur von dem Waltharius des Ekkehard.

Diese Klosterdichtung und das Vorwiegen des Latein besagen aber nicht Entfremdung und Flucht ins Volksferne. Der Stolz auf die deutsche Abstammung äußert sich wie früher. Wie Otfrid einst Alexander den Stammvater der Franken nannte, so schreibt jetzt Widukind von Corvey von den Makedonen als von den Vorfahren der Sachsen; noch der Dichter des Annoliedes wird später die Franken von Caesar, die Sachsen von Alexander abstammen lassen. Der Nationalstolz freut sich daran; ebenso wie Hrotswitha von Gandersheim die Sachsen, deren Kind sie sich selbstbewußt nennt, durch die Feststellung zu erheben glaubt, daß sie in der Herrschaft Erben der Franken sind. Außerdem steht der Kenner des damaligen Lateins, v. Winterfeld, dafür ein, daß wir es hier mit einer lebendigen Sprache

zu tun haben, die germanische Züge trägt, und daß der Humanistenvorwurf des Küchenlateins ebenso ungereimt ist wie der der Überfremdung.

Es wird mehr Ungunst des Schicksals sein, wenn keine Denkmäler der deutschen Sprache erhalten sind. Propst Gerloh von Reichensperg († 1169) sagt später in seinem Psalmenkommentar, die ganze Welt juble das Lob Christi auch in der Volkssprache, am meisten bei den Deutschen, deren Sprache zu wohlklingenden Gesängen am geeignetsten sei. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir den zahlreichen lateinischen Hymnen und Sequenzen, die in dieser Zeit entstanden sind, und deren Gebrauch sich bis heute auf die Gesamtkirche ausdehnte, auch deutsche Lieder an die Seite stellen. Trotz dieser Vorbehalte ist das Latein die Schriftsprache. Die Bemühungen um das Deutsche bleiben für uns unter der Oberfläche bis Notker († 1022), der aus Liebe zu seinen Schülern (*propter caritatem discipulorum*) keine gelehrten wissenschaftlichen Werke schreibt, sondern sich mit höchstem Sprachgefühl und wissenschaftlichem Geist mit dem Deutschen und seiner Grammatik beschäftigt. Er wiederholt, was der hl. Bonifatius und Rhabanus Maurus schon in Tat und Wort gesagt hatten, daß man in der Muttersprache schneller begreife, was man in einer fremden Zunge entweder kaum oder nicht völlig verstehen könne. Bei Notkers Meisterleistungen für den deutschen Wortschatz, für die Schreibung, für den Satzbau in den Übertragungen leuchtet es schon ein, daß reine Philologen es nicht verschmerzen können, wenn durch die vom Westen herkommende religiöse Reformbewegung die weltliche Wissenschaft in den Klöstern fürs erste stark zurückgedrängt wurde.

Das Studium der Antike hatte in den deutschen Klöstern eine Heimstatt. Die lateinischen Dichter wurden gelesen, die klassischen Muster nachgeahmt. Die Zeugnisse dafür sind bekannt. Hrotswitha will in ihren Dialogen Terenz ersetzen. Ekkehard schreibt seinen Waltharius. Von einer Verfälschung ins Undeutsche, wie man annehmen könnte, darf jedoch keine Rede sein. Nur die Form ist lateinisch. In der Beschreibung der Kämpfe z. B. hat der St. Gallener Mönch von den Alten gelernt. Wenn aber auch die trotzige Wucht des altgermanischen Recken gewichen ist, der schwertkundige Ritter bleibt vor allem tapfer, großmütig und treu. Auch darin, daß die Helden vor dem Kampf sich durch Reden aneifern, daß sie List gegen den Feind für erlaubt, ja geboten halten, daß auch der Goldschatz eine Rolle spielt, sehen wir alte deutsche Überlieferung. Dem neuen christlichen Geist entspringen das Bittgebet Walthers um das ewige Heil für sich und seine erschlagenen Gegner, das Gebet um Verzeihung für ein allzu stolzes Wort und der Dankspruch nach dem Sieg. Auch in der Zartheit Walthers, in seiner Liebe zu Hildegunde hat das Christentum belebend gewirkt, wie es denn auch dem finstern Hagen ein lichter Gewand verlieh. Läßt man den Waltharius und die altgermanischen nordischen Lieder zugleich auf sich einwirken, so mag man den Eindruck haben, als ob Ekkehard den Kampf nicht als Selbstzweck werte und dem grausen Geschick des Schlachtentodes ausweiche. Aber daraus läßt sich nicht folgern, daß hier ein scherzendes Spiel von den alten Helden dargestellt werde. Walther bleibt ein echter Kämpfer, und an realistischer

Darstellungskraft und genauer Beobachtungsgabe überragt er sogar die früheren Dichtwerke.

Treue Beobachtung der Wirklichkeit und Liebe zum Volkstümlichen sind auch das auffälligste Merkmal eines andern Werkes jener Zeit, das aus Klosterkreisen stammt, des Ruodlieb. Es ist der erste und vorläufig einzige Roman auf deutschem Boden, wichtig besonders deshalb, weil alle jene Eigentümlichkeiten, die die späteren Dichtungen des hohen Mittelalters auszeichnen, und in denen wir deutsche Wesensart erkennen, schon in diesem Frühroman vorkommen. Die schweifende Phantasie, die Freude am Symbol und am Allegorischen, der Sinn für das Schwankhafte und Komische, die Freude an Kampf und Lied, alte Motive wie der den Zwergen abgekämpfte Schatz, der zukunftsverheißende Traum, finden sich hier. Wie beim späteren Parzival erhält auch hier der ins Weite ziehende Held Lehren, die dann die folgenden Erlebnisse gestalten. Ja, es ist schon ein Anklang von jenem Maßhalten zu verspüren, das in der *mâze* zum Kern der ritterlichen Sittlichkeit wird. Ruodlieb ist also nicht nur seinem Namen nach deutsch. Es ist schon merkwürdig, daß dieses frische, vom Märchenhaften durchzogene, von unmittelbarer Lebens- und Zeitbeobachtung erfüllte Werk im Kloster entstanden ist. Die Mönche zerstörten nicht das Nationale, noch den Sinn für das Frohe und Lebensnahe der Wirklichkeit. Daß dies überhaupt nicht der Fall war in der geistlichen Welt des Klosters, weiß ebenfalls die in der bildenden Kunst wie in der Dichtung so beliebte Tiersymbolik zu belegen. Belehrung, Unterhaltung und die Lust am Schwankhaften kommt hier in gleicher Weise zur Geltung. Wer in der *Ecbasis captivi*, der Flucht eines Gefangenen (Kälbchens = Mönches), wo der Parder als Psalmsänger gerühmt wird usw., eine Entweihung des Religiösen sieht, wird der lebendigen Selbstverständlichkeit dieser Menschen nicht gerecht. Sie zeigen in den geistlichen Schriften religiösen Ernst und kirchliche Weihe und zugleich aufgeschlossenen Sinn für Wissenschaft, Heldenmut und den Alltag mit seinem Ernst und Frohsinn.

II.

„Aber“, so lautet die Klage, „die neue Strömung von Rom und Gallien, die Klerikalisierungspolitik der Päpste und die Gedankensystematisierung der Scholastik“ erstickten diese deutsche Art. Mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß die Erneuerungsbewegung von Cluny in Deutschland nicht eigentlich notwendig war, daß in den Klöstern ein reges geistliches Leben herrschte und das Maß der Verweltlichung und der Mißbräuche sehr gering war. Die Laien, voran der Kaiser, und die Bischöfe haben von außen und unter großen Widerständen die neuen, strengeren Gebräuche eingeführt. Diese Tatsache ist es vor allem, die den Eindruck erweckt, als ob die Reform zerstörend gewirkt habe. Sie unterbrach in der Tat den Fluß des Lebens, aber sie glich doch eher einem Stauwehr, hinter dem sich die Kräfte sammelten, um dann um so mächtiger und reicher das deutsche Land zu überfluten. Die Wesenszüge dieser neuen Reform sind vielfach verzeichnet worden. Man glaubte Widersprüche zwischen

Wissen und Glauben, Gnade und Natur feststellen zu müssen. Vor allem aber ist es der ernste Bußeifer, die Weltverneinung, die man der Bewegung von Cluny vorwirft. Doch sieht man mit Unrecht den Kern der neuen Gründung in dieser Äußerlichkeit. Es war wohl mehr der Geist des Maßes, der Würde, des friedvollen Ernstes, der getragenen Weihe des Gottesdienstes, der im Grund der Stiftung Odos, Odilos und Hugos lebte. Die Mönche eiferten zwar auch entschieden gegen die Mißbräuche und den Weltgeist, der weite französische Kirchenkreise ergriffen hatte, aber diese negative Haltung war nicht der eigentliche Sinn ihres Wollens. Daß wir in Deutschland so manche Zeugnisse haben, die uns von der Vergänglichkeit dieser Welt sprechen, daß z. B. neben den Ritter Georg der Einsiedler Ägidius als Lieblingsheiliger des Volkes tritt, hat seine Ursache nicht allein und selbst nicht an erster Stelle in dem Wirken der Cluniazenser, sondern in der bekannten religiösen Weltuntergangsstimmung um das Jahr 1000, die gerade bei der deutschen Gemütsiefe das ganze Volk, Laien fast noch mehr als Kleriker, aufwühlte.

Der bei den Cluniazensern beobachtete Ernst ist zudem bei allen und gerade den tatkräftigsten Männern auch der früheren Zeit zu finden. Überall, wo wir aus Briefen und andern persönlichen Bekenntnissen Einsicht in das Innere erhalten, begegnet uns diese innere Erschütterung, genau so wie ihr Leben und ihre Tätigkeit zeigten, daß sie außer Gott keine Schwierigkeit auf dieser Welt fürchten. Als Zeuge dieser geistigen Haltung können wir Salomo von Konstanz, den Freund Otfrids, Rather von Lüttich, Wolfgang von Regensburg, Erkenbald von Straßburg, Notker, wie später Otloh anführen. Ihre zu Gott gerichteten Hilferufe kann man nur dann als innere Müdigkeit oder religiösen Zweifel deuten, wenn man bewußt oder uneingestandenermaßen einen Standpunkt einnimmt, der im Verhältnis von Gott und Mensch entweder die Notwendigkeit der göttlichen Gnade leugnet und deshalb uneingeschränktes Selbstvertrauen fordert oder das menschliche Mitwirken verneint und damit in jedem Bekenntnis der Schwäche einen Zweifel an der religiösen Glaubenszuversicht sieht.

Der mittelalterliche Mensch, der zur Gnade die menschliche Mitwirkung als notwendig ansah, erblickte keine innere Zerrissenheit darin, wenn er sich bemühte, vor Gott ein Kind und ein Hilfesuchender und in seinen irdischen Pflichten ein Held zu sein.

Die dichterischen Denkmäler der Zeit machen dem ruhigen Beschauer im ganzen den Eindruck einer ernsten, mit Vorzug religiösen Gesinnung, die wuchtig und schwer, geschlossen und groß ist. Im Vergleich zur Ottonenzeit ist die religiöse Färbung vertieft. Wir finden flammende Bußpredigten wie die Heinrichs von Melk und fröhliche Herzensergüsse wie die Heinrichs des Gelähmten von St. Gallen. Wir werden nicht die Außenseiter als Norm ansetzen. Die Mittellinie weist Ernst als Merkmal. Wie der Kriegermann im geschlossenen Eisenpanzer reitet, so ist sich der Gottesstreiter des Todes, des Kampfes wider die Feinde des Heils bewußt und sieht im Kreuz seine schwere, aber auch siegverheißende Waffe.

In der Form der Dichtung müssen wir zuerst feststellen, daß die deutsche Sprache wieder vordringt und die Zahl der deutschen Denkmäler schnell

ansteigt. Zwar bleibt das Latein noch die amtliche Sprache, und erst Friedrich II. (1235) hat ein deutsches Gesetz erlassen. Aber die Vorliebe für die Muttersprache wächst nun von Jahr zu Jahr. Der Eingang des Pilatus ist ein Zeugnis dafür, wie Wagemut (nicht mâze!), Übung und innere Ergriffenheit von den Dichtern für notwendig gehalten werden, damit die deutsche Zunge geschmeidig, wie Stahl hart und schneidig werde. (Wolfskehl, „Älteste deutsche Dichtungen“, S. 130—135.) Das romanisch seinsollende neue Christentum hat also nicht die deutsche Sprache verdrängt. Wenn wir keine Notkerschen Sprachbemühungen mehr finden, mag dies zum Teil daher rühren, daß das Sprachkönnen auch für hohe Dinge gewachsen ist, daß, wie der Dichter des Pilatus sagt, durch die Zeit und die stete Bemühung aus den Grundsteinen die Fülle des Sinnes geholt wurde. Die Sprachgewalt so manchen Werkes, wie des Ezzoliedes, des „Himmel und Hölle“, der Mariensequenzen usw., belegt, daß das Streben des Dichters von Erfolg gekrönt war.

Mit der größeren Vollendung hält die Zahl gleichen Schritt. Die Regsamkeit an den Stätten der Bildung, vielleicht mehr Dom- als Klosterschulen, zum Unterschied gegen früher, ist, wenn auch nicht größer, so doch allgemeiner geworden. Deutsche wirken als Lehrer, aber infolge der engen Beziehungen zu Italien, Burgund und Frankreich sind auch schon Ausländer auf deutschem Boden tätig. Hauck nennt allerdings im ganzen nur vier, die zudem von andern zum Teil verspottet wurden und außer Gerbert keine Schule machten. Die Blüte wächst auf deutschen Schulen, wie ja auch der Deutsche Albert die Blüte der theologischen Wissenschaft heraufführt.

Wie uns auf dem Gebiet der Kunst, der Großbauten und der Plastik, der Malerei auf Wand und Pergament ein stetes Wachsen an Zielen, Können, an Pracht und Empfinden entgegentritt, so ist es auch in der Dichtung. Kein Bruch, kein einschneidender, erst recht kein fremdbestimmter Anfang ist auf den Gebieten des Geistes festzustellen. Einflüsse von außen sind zwar bei Beginn der Zeit wie später in der Ritterkultur sichtbar, aber sie werden umgewandelt, erhöht, kurz, befruchten das deutsche Können und führen zu deutschen Werken in Gestalt und Form.

III.

Die überall auffälliger negative Seite des religiösen Wollens begegnet uns in der Predigt zur Buße und Einkehr, der Geißelung von Verirrungen, besonders wenn sie sich bei Geistlichen zeigen. Heinrich von Melk ist der kraftvollste, aber auch bitterste Prediger vom Andenken an den Tod und von den Mängeln des Priesterlebens. Er steht nicht allein. Das Vergängliche des Irdischen, das Hinfällige des Leibes ist Mahnung zur Einkehr. In Hartmanns Rede vom Glauben treffen wir auf die „lachenden Erben“, die das Gut des Erdendieners fröhlich unter sich teilen, während sie den Verstorbenen schnell in die Erde scharren, wo er verfaulen muß. Auch das zur Freude stimmende Marienleben des Priesters Wernher und selbst das mehr weltliche Alexanderlied Lamprechts atmen diesen Geist (Verse 18 bis 24; 7274—7278). Den Irdischgesinnten erwartet die ewige Strafe, die mit

Dantescher Kraft und Farbigkeit in dem Lied „Himmel und Hölle“ ausgemalt wird. Es bleibt aber bemerkenswert für das frühe Mittelalter, daß Heinrich von Melk die Entbehrung der Gottschau für qualvoller hält als alle Pein der Sinne. Das mag uns den Gedanken nahelegen, daß nicht Weltverneinung das religiöse Leben bestimmt, sondern der Wille zu Gott.

Von der ruhigen, selbst nüchternen Erwägung bis zum mystischen Preislied verwirklicht die Zeit alle Möglichkeiten religiöser Dichtung. Mit Vorliebe wird die Heilige Schrift in ganzen Büchern oder in Einzelstücken in gebundener oder ungebundener Rede verdichtet. Epische Bearbeitungen geben einfache Nacherzählungen, wie viele Stücke aus den Donauländern, besonders die Dichtungen der Frau Ava, belegen. Daneben werden Einzelstücke durch Zusätze zu Legenden ausgeschmückt und stehen so neben den zahlreichen Heiligenlegenden, von denen besonders die des hl. Ägidius und anderer „Nothelfer“ beliebt sind. Schließlich wird die Heilige Schrift in Prosa oder Vers theologisch gedeutet. Zumal das Hohelied reizt zur Ergründung. Geradezu kennzeichnend für die religiöse Entwicklung steht am Anfang dieser Zeit eine Erklärung Willirams, in der Christus als der Bräutigam und die Kirche, die Gemeinschaft der Christen, als Braut erscheinen. Der Verfasser will an den Höhepunkten durch erhabenen Stil nicht nur belehren, sondern auch erfreuen. Das Trudperter Hohelied (um 1200) deutet die Braut als die einzelne christusliebende Seele, die, wie im höchsten Grad die Mutter Gottes, Gott „schmecken“ und sich als Abbild der heiligsten Dreieinigkeit entfalten soll. Nicht nur, daß — wie übrigens auch in der bildenden Kunst — die Forderung aufgestellt wird, das Seeleninnere zu formen und Gestalt werden zu lassen; immer mehr verlegt sich das Schwergewicht des Strebens auf den einzelnen. Wie Ehrismann mit Recht bemerkt, erscheint in dieser religiösen Dichtung zuerst die schöne Seele, die nach Gott sich bildend in sich geordnet ist und gütig den Menschen gegenübertritt. Aus dieser Gesinnung stammt auch die tiefe Verehrung des Heiligen Geistes und der Siebenzahl seiner Gaben, die immer wieder in der Dichtung genannt werden, und denen mit Nachdruck das Wachsen der Seele zugeschrieben wird.

In den vielen Gebeten, die uns aus dem 12. und 13. Jahrhundert erhalten sind, bemerken wir mit dem Ernst der Eiferer innerliche Wärme und wahre Glut des Empfindens. Sie ergreift und erfrischt uns noch heute unmittelbar wie in den Gebeten einer Frau aus Vorau, wenn auch manchmal die häufige Wiederholung der gleichen Gedanken in wenig abgewandelter Form, der Mangel straffender Gestaltungskraft uns ermüdet.

Auch in dieser Zeit bleibt noch das Verhältnis der Menschen zu Gott, insbesondere zu Christus, unverändert. Er ist nach wie vor der Herzog, der von seinen Dienstmännern Treue fordert und ihnen Treue hält. Die Sünde ist nach wie vor Verrat und Luzifer der Vater des „Neides“.

Die besondere religiöse Vorliebe für die Einzeldogmen geht auf das Kreuz und auf die Verehrung der Mutter Gottes. Die erste ist begründet in dem Ernst der Zeitstimmung. Sie führt zu den Wallfahrten, in denen Tausende zum Heiligen Land zogen, und trägt bei zum Beginn der Kreuz-

züge. Diese Verehrung ist nicht neu auf deutschem Boden. Hrabanus Maurus schrieb das Lob des heiligen Kreuzes, und in vielen lateinischen Hymnen besang man schon früher das heilige Zeichen des Christentums. Dieser Zeitstimmung verdanken ja auch die Bildwerke an den Externsteinen ihren Ursprung. Der Wallfahrer und Lehrer an der Domschule zu Bamberg verfaßte (1064) das erste deutsche Kreuzzugslied, das in seiner Art in nichts den berühmten Liedern Walthers von der Vogelweide nachgibt.

Bekannter als die Kreuzgesänge und als Dichtungen und mit Recht höher geschätzt sind die deutschen Lieder zum Preis der allerseligsten Jungfrau. Der Orden des hl. Bernhard und der des hl. Norbert ließen sich ihre Verehrung besonders angelegen sein. Die Sehnsucht nach dem Heiligen Land, wo Gott Mensch wurde, weckte gleichfalls das Andenken an sie. Wie man die Kirchen, die Wohnungen Christi, seit Karls Aachener Gründung ihr, der ersten Wohnung Gottes, weihte, wie die größere Kraft der bildenden Künstler, Meißel, Pinsel und Stift, sich an ihren Bildern erprobte, so wird auch der ganze Reichtum der Sprache und der Glanz der Rede zu ihrem Lob verschwendet. Kurze Hymnen für den Chorgesang aus Melk, Arnstein, St. Lamprecht und Muri und das große epische Gedicht des Priesters Wernher, das ihre ganze Geschichte erzählt, sind die Hauptzeugen für die große Marienliebe des mittelalterlichen Frühlings und ebenso für die Kunst deutscher Dichter. Aber auch in fast allen andern Gedichten wird ihr Name genannt. Sie wird von den Christen im Kampf angerufen, wie das Rolandslied bezeugt; sie ist die Fürbitterin für den, der in Sünde ihr alles Leid klagt, wie etwa die Vorauer Sündenklage, die ihr erster Herausgeber darum „Loblied auf die Jungfrau Maria“ nannte.

Immer noch kann man in Büchern und Aufsätzen ernster Gelehrter über diese Zeit von der Anbetung, „der Vergottung“ Mariens lesen. Nicht eine Stelle verlangt, ja ermöglicht diese Deutung, wenn auch die Begeisterung und die Herzlichkeit der Gemütsbewegung alle Grenzen zu überschreiten sucht.

IV.

Diese Welt religiösen Ernstes, hymnischer Feierlichkeit und lieblicher Innigkeit bleibt nicht in den Hallen der romanischen Dome, ist nicht beschränkt auf die Stunden des Gottesdienstes, sie strahlt aus in die „Welt“ in unserem Sinne, formt Lebensanschauung und Gesinnung des Alltags, der ja auch den Hofdienst vor Kaiser und Lehensherrn und — wenigstens später, wie uns ausgerechnet der Bußprediger Heinrich von Melk als erster berichtet — den Frauendienst kannte. Von einer Entwertung des Laienstandes kann zu keiner Zeit dieses religiösen Zeitalters die Rede sein. Wenn Otloh wie andere gegen ein Übermaß der weltlichen Bildung schreibt und dann sagt: Quo, rogo, subvertit te tanta cupido sciendi, ist dieses Wort an den Geistlichen gerichtet, der darüber seine eigentliche Berufung vergaß, worüber auch Heinrich von Melk bewegliche Klage führt. Wie aus ihm zu ersehen ist, stammt die Forderung der geistlichen

Reinheit aus dem starken Glauben an die unmittelbar empfundene Nähe Gottes in der Eucharistie. Auch die Frau in der Ehe wird in keiner Weise entwürdigt gegenüber der jungfräulichen Klosterfrau. Klarer als Wernher in seinen Marienliedern kann man die noch heute gültige Ansicht nicht auseinanderlegen. Mag auch der Bußprediger manches harte Wort sprechen von der Sünde und der Verführung, darf man doch nicht die viel häufigeren Aussprüche der Hochachtung und Verehrung der Frau vergessen. Geistliche wie weltliche Dichter, die dieser Welt gerecht werden, lehnen jedoch die Spielmannsart als lügenhaft und unsittlich ab. Im Anno-lied, in der Kaiserchronik usw. begegnet uns diese Abwehr. Dichtungen wie Salman und Morolf stellen die höfische und unhöfische Art kraß einander gegenüber. Solche Werke mögen aber den Gedanken wecken, daß sie auch unter den Gebildeten Freunde der kräftigen Sprache gefunden haben, wie die spätere Zeit ihrem Neidhart Beifall spendete. Spielmannsart bemächtigte sich übrigens auch geistlicher Stoffe, wie die Eindeutschung und Verbürgerlichung im Judithlied zeigt. Umgekehrt singen die Spielleute von Helden und Heldenfahrten, wie König Rother und Herzog Ernst dardun.

Die Cluniazenserart wurde ins Deutsche eingeschmolzen, wie wir oben sahen. So wird auch das westliche Gut an Gebräuchen, dichterischen Stoffen und Formen eingedeutscht. Wenn Lamprecht die Tapferkeit Alexanders verdeutlichen will, vergleicht er ihn in einem Atem mit den Helden von Troja und den Kämpfern auf dem Wülpensand. Griechische, alexandrinische, römische, französische, deutsche Bildungstoffe werden verbunden von deutschen Männern, ohne Schaden für den Volksgeist. Im Gegenteil wird es immer ein Ruhm für deutsche Art sein, die von Frankreich eingeführten Epenstoffe, wie schon in unserem Zeitraum das Alexander- und das Rolandlied, ethisch vertieft zu haben.

Wenn wir nun betrachten, welches Menschentum der Zeit Vorbild und Stolz ist, müssen wir auch jetzt wie in der Frühzeit germanischen Lebens den Kämpfer nennen, den tapferen Helden. Was an Alexander und seiner nimmermüden, immer zum Kampf bereiten Art anzieht, was Roland erhebt, was in Rother vom Spielmann besungen, was einen Erzbischof Anno auszeichnet, ist der Mannesmut, das Führertum in Krieg und Frieden mit allen seinen Eigenschaften. Wenn sich auch gegenüber dem Ideal des heidnischen Recken der christliche Held in manchen Zügen unterscheidet, an der Tatsache, daß dem hohen wehrhaften Mann vor allem gehuldigt wird, ändert sich nichts. Selbst in Legenden, welche weltabgewandte Einsiedler wie Ägidius feiern, ist es der hohe, das Letzte ganz hingebende Sinn, der ergreift und Anerkennung findet. Bloße Körperkraft wird zuweilen komisch gefärbt, wie in Rother der angekettete Riese Widolt mit der Stange. Vom unbesiegten Alexander hebt Lamprecht bedeutungsvoll hervor, daß er von kleiner Gestalt gewesen sei. Die Seele und das mutige Herz müssen zu Kraft und Gewandtheit hinzutreten, dann ist der Held ganz preiswürdig.

Die erste sittliche Forderung an den heldischen Menschen geht auf die Treue. Hohelieder auf sie sind Rother- und Rolandlied. Selbst die Heiden

verachten Verrat und Treulosigkeit, wenn sie sich auch eines Genelun zuweilen bedienen. Der Untreue steht außer jedem Gesetz, wie das Alexanderlied sagt, und Alexander rächt selbst seinen getöteten Feind Darius. Der Treulose ist eben ehrlos. Die Treue auch in schweren Zeiten zu halten, ist wahrer Ruhm, aber auch Herzenssache. Das lesen wir in den Dichtungen, davon berichtet uns auch die Geschichte, wie z. B. die Aussagen der Bischöfe in den Streitigkeiten von Papst und Kaiser dartun (Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 55 [1935] 144 ff.).

Die Ehre selbst ist nicht ohne weiteres ein Kennzeichen des wahren Helden. Auch die Heiden im Rolandslied streben nach Ehre und sehen in ihr das höchste Ziel. Für den christlichen Kämpfer sind dieses Wort und dieser Wert zu unbestimmt. Nicht daß er gegen die Ehre handeln dürfte, er muß sie aber in rechter Weise, in rechtem Dienst erstreben. Nur wer in rechter Treue kämpft, hat Ehre. Und diese Treue gilt vor allem Gott. In seinem Dienst hohen Mut haben und bewähren, bringt Ehre und verdient Anerkennung und Lob.

Mit dieser Unterordnung und Einordnung in Gottes Welt, aus der man sich durch den Übermut entfernt, ist die Grundlage zur *mâze* gegeben, die in diesem Zeitraum sich zu jener führenden Stellung entwickelt, die sie im hohen Mittelalter hat. Wenn im Pilatuslied der Dichter meint, daß man alles versuchen müsse, um die deutsche Sprache zum Werkzeug der hohen Dichtung zu machen, und daß hier die *mâze* nicht am Platz sei, zeigt er uns damit den Gefühlsgehalt, den dieses Wort im 12. Jahrhundert gewonnen hat. Die *mâze* unterscheidet schon die Israeliten von den Heiden, den „schwarzen Mohren“, in der geistlichen epischen Dichtung. Im Alexander- und Rolandslied steht sie schon vollkommen als bestimmende Lebensforderung vor uns.

Aus dieser von der Ordnung getragenen *mâze* fließen das Rechtsempfinden und die Forderung, das Recht zu üben, wie uns ein in der Form zwar nicht eben meisterhaftes, aber in der ethischen Klarheit und Sicherheit hervorragendes Gedicht sagt. Hier finden sich Treue und die starke Mitte des Maßhaltens zu einer einzigen Forderung.

Schließlich rundet sich das Charakterbild des christlichen Helden mit seiner sozialen Gesinnung: den Witwen und Waisen, den Armen ist er verpflichtet. Es kann nicht genug betont werden, wie in dieser Zeit der Bildung des abgeschlossenen Ritter- und Fürstenstandes die Kirche gebieterisch die Forderung der Liebestätigkeit aufstellt und nicht bloß äußeres Wohltun, sondern inneres Herabneigen zum Armen meint. Sie begründet es im Dienst Gottes, der die Reichtümer als Lehen gab, und mit der Lehre von der Vergänglichkeit des Irdischen und der Gleichheit vor Gottes Gericht.

Der Vergleich des frühmittelalterlichen Helden mit dem der germanischen Vorzeit ergibt eine Verschiebung in zwei Richtungen. Das Christentum hat die zarten und innigen Bewegungen von Herz und Gemüt entfaltet und starre Härte und finstere Wildheit verfermt. Der Mut ist aber dadurch nicht gebrochen; zum Sterben auf dem Schlachtfeld ist Roland noch eben so bereit wie die nordischen Recken der Edda. Das Ende des

nordischen Kämpfers ist der Tod. Mag auch nach dem Falle Wallhall sich auftun, es bleibt ein blasser Trost. Den mittelalterlichen Streiter dagegen erwartet das Leben, das ewige Leben, vor dem selbst der unvergängliche Nachruhm auf Erden ein Schatten ist.

Das ist wohl der entscheidende Unterschied. Dieses Licht ist heller und freundlicher als das lohende Feuer der Urzeit und auch sicherer, bestimmter. Statt stumpfer Ergebung in das Schicksal, die sich mit wildem Todesmut paart, beseelt den Helden jetzt die unbedingte Gewißheit des Sieges, sei es im Erdenkampf, sei es im Reiche des Himmels. Das Christentum hat auch hier die Natur geadelt und vollendet.

Die Freude an der Natur, an Pracht und Festgelagen (Hochzeitsmahl), an der Jagd, die selbst in einem geistlichen Epos wie der Genesis lebendig geschildert wird, offenbaren einen realistischen Sinn, der auch das Kleine und Alltägliche in das Große und Geistliche einbezieht, wie z. B. im Marienleben die trauernde Anna durch den Anblick eines Vogelnestes getröstet wird.

Ein deutscher Zug ist auch die Lust am Fremden, Phantastischen, Abenteuerlichen, der die Heeresfahrten der Rother, Alexander, Herzog Ernst, die Legenden von Tundalus und Brandan, Oswald und Orendel, und der Merigarto reiche Nahrung geben. Es ist noch derselbe Geist der „Weitfahrt“-dichtungen der Frühzeit. In Lebensnähe gerückt wird das Fremde und Gedankliche gern durch die Fähigkeit, Naturerscheinungen als Symbole zu sehen. Der realistische Sinn sieht in den sinnlichen und geistigen Qualitäten gleich wirkliche Gegebenheiten. Aus der bildenden Kunst ist uns diese Tatsache zur Genüge bekannt. Wir wissen es ja als einen Beweis der geistigen Lebenskraft eines Volkes zu werten, wenn es sich Symbole schafft, in denen das sinnliche Auge und der abstrakte Begriff Einheit werden. Allgemein-menschliche und, dem Zeitcharakter entsprechend, religiöse Gedanken finden wir überall symbolisch (z. B. im Physiologus, in der Naturgeschichte) ausgedrückt.

Uns wird diese Tatsache Sinnbild der Zeit, die aus religiös-geistiger Schau Kirche, Staat, Volks- und Einzelleben, Sonntag und Werktag eint. Der geschichtliche Ablauf zeigt uns gerade die kirchliche Reform von Cluny als die kräfteweckende Bewegung, aus der diese Dichtwerke erwachsen. In ihrem Kommen schienen sie zuerst abzuschneiden und einzulegen. Die aber, die von ihr ergriffen wurden, fanden geistige Vertiefung und den Auftrieb zur Größe. Noch möchten wir in unserem Zeitraum keinem Dichter den Meistertitel zusprechen. Aber der Boden des Volkes ist bereit, um Dichter heranwachsen zu lassen, die die ganze unendliche Sehnsucht des deutschen Menschen darstellen werden. Das Werkzeug der Sprache und der Himmel und Erde umfassende Geist sind gebildet. Die Kirche hatte sich wieder nicht als Zerstörer, sondern als Mutter erwiesen.